

Unser Planet.

B l ä t t e r

f ü r

Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater.

Literatur- und Theaterblatt.

N^o 188.

(VII. Jahrgang.)

Sonnabend, den 6. August.

1836.

Zwei Portraits.

1) Mistres Hannah More.

Die Zeitungen haben den Tod dieser als Schriftstellerin rühmlichst bekannten Frau angezeigt. Wem dünkte es wohl zur Unzeit, etwas Näheres über sie in einer Zeitschrift, die dem Interesse der Literatur gewidmet ist, zu veröffentlichen?

Mistres Hannah More war die vierte von fünf Schwestern. Schon in ihrer zarten Kindheit zeigte sie eine große Neigung zu wissenschaftlicher Bildung. Während ihrer Freizeit und Spielstunden beschäftigte sie sich demnach fast nur mit Lesen. So las sie denn alle Bücher in der kleinen Büchersammlung ihres Vaters und ihrer Familie nicht nur, sondern auch alle Bücher, die sie von Bekannten in dem Dorfe Nunham, nicht weit von Bristol leihen konnte. Um diese Zeit legten ihre Schwestern eine kleine Kinderschule an; sie kam bald in so guten Ruf, daß mehrere Damen, die sich in großem Wohlstande befanden, die Verlegung dieser Schule nach Bristol bewirkten. Hannah More eröffnete im Jahre 1765 eine Kostschule in dieser Stadt; sie wurde eine der vorzüglichsten weiblichen Erziehungsanstalten, in welcher Kinder von den ersten Familien ihren frühesten Unterricht erhalten haben, und in welcher der Grund zu ihrer Bildung gelegt wurde.

Das erste literarische Werk von ihr war ein Gedicht: „die Quelle des Glücks.“ Dieser Versuch wurde so günstig aufgenommen, daß sie dadurch aufgemuntert wurde, ihr Talent zu ähnlichen Arbeiten zu benutzen. Sie versuchte sich nun in der dramatischen Dichtkunst und schrieb eine Tragödie: „Der Unglückliche Betrug.“ Sie fand wenig Beifall, mehr wurde ihr bei dem Stücke „Percy“ zu Theil, am meisten erntete sie aber Applaus für ihre „heiligen Dramen“ ein, in welchen sie den Stoff aus der Bibel gewählt, und ihn auf eine hauptsächlich für das große Publicum faßliche Weise behandelt hatte. Diese letztern schrieb sie anfänglich nur für ihre Schülerinnen, welche sie entweder lesen oder auch vorstellen mußten. Dadurch erhielten Viele Kenntniß von dieser literarischen Arbeit, und sie drangen so lange in Mistres More, bis sie dieselben dem Druck über-

gab. Das Publicum fällte darüber ein eben so günstiges Urtheil, wie die wohlwollenden Freunde und Freundinnen der Dichterin, und diese Dramen wurden in den vorzüglichsten Lehranstalten vielfältig aufgeführt.

Im Jahre 1788 gab Mistres More eine kleine Schrift heraus: „Betrachtungen über die Sitten der Großen.“ Sie machte viel Sensation und hauptsächlich bewunderte man die Gewandtheit, mit welcher sie sich darin über die übermüthige Ungebundenheit ihres Zeitalters geäußert hatte. Diese Schrift erschien ohne ihren Namen, und man hielt daher den Bischof von London, Wilberforce, und andere ausgezeichnete Schriftsteller für deren Verfasser.

Die Geschwister More gaben ihre Schulanstalt auf und bezogen eine kleine ländliche Besigung in der Nachbarschaft, wo sie von dem Ertrage ihrer Geschicklichkeiten und ihres Fleißes lebten.

Hier zeichnete sich Mistres More durch ihren Wohlthätigkeits Sinn aus. Sie stiftete eine Sonntagschule und demnächst noch neue in den benachbarten Dörfern, in welcher zusammen achthundert Kinder Unterricht und sittliche Bildung erhielten, wodurch eine sehr heilsame Veränderung bewirkt wurde.

Zu den vielen Beispielen ihrer Menschenliebe gehört die unentgeltliche Erziehung eines kleinen taub und blind geborenen Mädchens, der Tochter eines armen Geistlichen. Die Kleine suchte, zu ihrer großen Freude, die fünf Schwestern durch ihre fünf Finger zu bezeichnen, und durch deren Bewegung diejenige anzudeuten, welche sie meinte.

Sie machte das Publicum zuerst mit einer Naturdichterin Anna Yearseley, einer Milchverkäuferin, bekannt, und erwarb ihr seine Gunst. Kaum hatte sie das Talent dieser Frau entdeckt, so wurde diese nicht nur von ihr unterstützt, sondern durch ihren unermüdeten Eifer verschaffte sie ihr auch eine große Anzahl Subscribenten auf ihre Gedichte. Sie theilte Nachrichten über diese britische Rarität in einem Briefe an Sir Montague dem Publicum mit, und ihr verdankt es Anna Yearseley, daß sie sich einer bessern Lage erfreuen konnte.

Eine andere Erscheinung in ihrer Nachbarschaft nahm ihre

Aufmerksamkeit und Wohlthätigkeit in Anspruch. Eine fremde Familie, ebel in ihrem Aeußern und Benehmen, hatte man lange zwischen Frenchay und Hunham gesehen, von der man aber nichts Näheres erfahren können. Sie nahm jede, auch die geringste Nahrung, welche ihr das Landvolk darreichte, dankbar an, und schlief des Nachts auf einem Heuschaber. Man hatte vielfältig versucht, ihre Herkunft zu erforschen, aber vergebens. Es litt keinem Zweifel, daß es Fremdlinge seyn mußten, und man machte sehr viele sich widersprechende Vermuthungen über ihre Abkunft und ihre frühern Verhältnisse. Mistres More's Theilnahme wurde dadurch rege gemacht. Sie gab eine kleine Schrift heraus: „Das Mädchen vom Heuschaber,“ die großes Interesse erweckte und in alle Zeitungen eingerückt wurde; dadurch erhielten diese unglücklichen Fremdlinge ein freundliches und sicheres Asyl bei einem Herrn Henderson in der dortigen Gegend.

Auch in vorgerückten Jahren verlor sich nicht ihr lebhafter Geist, und ihre richtige Beurtheilungskraft, ihr reger Trieb, Gutes zu stiften, Nothleidenden beizustehen, und ihr Eifer für Tugend und Religion, und so gehört sie also zur Zahl derjenigen Frauen, die eine Zierde ihres Geschlechts gewesen sind.

2) Caroline Leonhardt

(verehel. Burmeister-Syfer).

Unter den jüngeren Schriftstellerinnen nimmt Caroline Leonhardt um so mehr einen bedeutenden Platz ein, als sie ein wahres Dichtertalent besitzet, und eine Herrschaft über die Sprache, welche ihren lyrischen Arbeiten einen ganz eignen Reiz verleiht.

Caroline Wilhelmine Leonhardt ist zu Zittau im Jahre 1812 geboren, ihre Mutter verlor sie gleich nach der Geburt, drei Jahre später auch den Vater. Ihre Stiefmutter nahm sich ihrer liebevoll an, und nach der zweiten Verheirathung derselben blieb sie bei der Stief-Großmutter.

Schon als Kind las Caroline Alles, was ihr in die Hände kam, doch war Schiller schon in ihrem neunten Jahre ihr Lieblingsdichter, und ist es auch nebst Jean Paul geblieben; unter den Neueren schätzte sie vorzüglich Leopold Schefer.

Als Mädchen von zehn Jahren versuchte sie sich zuerst in kleinen Liedern und Erzählungen, welche von ihren Lehrern mit Beifall aufgenommen wurden, desto unfreundlicher aber von ihrer Familie, welche sich alle Mühe gab, den Keim der Dicht-

kunst in ihr zu unterdrücken! Sie fuhr jedoch in der Stille fort, ihr Talent auszubilden.

Im Jahre 1829 schrieb sie „die Verwahrloste,“ welche später in der Zeitschrift „Komet“ abgedruckt wurde, es ist ein kräftig gezeichnetes Charakterbild, und zeigte, was die Dichterin in diesem Genre leisten könnte, wenn sie die verdiente Aufmunterung fände; von mehreren bedeutenden Dichtern wurde diese Arbeit sehr gnädig beurtheilt. Im Jahre 1832 wandte sie sich von Zittau nach Dresden, um dem Gerede zu entgehen, welches Schriftstellerinnen, namentlich in kleinen Städten, ertragen müssen. Sie wurde von Friedrich Kind, Tiege u. A. freundlich aufgenommen. Tiege beurtheilte ihren 1834 erschienenen „Liederkrantz“ ausführlich, und fast durchgängig wurden diese Lieder gütig aufgenommen, wie sie es denn auch verdienen, da, wie Menzel bemerkte, ein rein mädchenhaftes Gemüth sich ohne Ziererei darin ausdrückt.

Eine Novelle „Leo“ fand ebenfalls Beifall, die darin vorkommenden unbedeutenden Wörter und Redensarten sind dem eigenthümlichen Verfahren des Correctors zuzuschreiben. Das weltliche Dratorium, Conradin von Schwaben, war ursprünglich ein effectvoller Operntext, mußte aber, auf Verlangen des Componisten, der zum Ueberfluß später noch den ganzen ersten Theil durch eigene Abänderungen verballhornte, zum Dratorium umgewandelt werden, wodurch fast alles Leben und alle Abwechslung verloren ging. Eine andere von Raffelli trefflich in Musik gesetzte Oper erhielt vorzüglich durch den Componisten dauernden Werth, das Subject ist dasselbe, wie der Wald bei Hermannstadt, doch ohne Schuld der Dichterin, welche dieses Schauspiel gar nicht kannte. Uebrigens ist die Dichtung für den Componisten sehr dankbar, und hat sich hier auf dem Repertoire erhalten. — Außerdem schrieb Caroline Leonhardt: Encyclopädie der Frauenkünste, 1833 bei Fries; die Mädchen- und Frauenwelt, 1834 bei Fries; Erzählungen für Kinder, und die Novellen: Cornelia, der Agnat, die weiße Locke, das Eisengitter und Francisca Armand, welche letztere Novelle wohl den Preis vor den übrigen verdienen dürfte.

Alle diese Arbeiten sind in Taschenbüchern und Zeitschriften zerstreut; unter ihren dramatischen Versuchen ist ein kleines Lustspiel allerliebste. In Zukunft wird sie sich, durch eine freundliche ernste Kritik veranlaßt, nur auf Lieder und weibliche Charakterbilder beschränken, und bei minderer Flüchtigkeit gewiß noch Beachtungswerthes leisten. Ihre Lieder sind meist Improvisationen, und das Verdienst wie der Fehler ihrer Arbeiten ist: daß sie selbige zu leicht hinwirft.

Theater.

Die letzten Aufführungen der „Iphigenia in Tauris“ in Berlin.

(Von Dr. H. v. Keyserlingk.)

(Schluß.)

Mag auch seyn, daß Spontini einen nachtheiligen Einfluß auf unsere Oper gehabt hat, und daß er seine Opern allen andern voranstellt, gewiß ist und bleibt, er ist eine musikalische Potenz erster Größe. Seine Bestalin, Ferdinand Cortez,

Olympia machen ihn dazu, und sein Name wird in der Kunstgeschichte so gut für die Nachwelt fortleben und fortdauern, als die Namen Gluck, Mozart, Beethoven u. Es ist also fürwahr kleinlich und kläglich, daß Hr. Kellstab von seinem persönlichen Grolle gegen Spontini auch da nicht absehen kann, wo es auf ein Kunst-Urtheil ankommt, und diesen Mann fortwährend, bald offen, bald versteckt, anseindet und beschwört. So behauptet er fortwährend aus Groll gegen Spontini, Fräulein Stephan habe ihre Stimme verloren, was ihm kein Unbefan-

genier zugeben kann. Was kann nun das ganz unschuldige Mädchen für das, was etwa ihr Pflegevater, Spontini, gegen Kellstab sich mag zu Schulden haben kommen lassen, oder was ihm Hr. Kellstab in seiner leidenschaftlich-gereizten Stimmung zur Last legen mag. Dann rath er dem Frl. v. Faschmann, sie sollte ja nicht die Julia singen, und rath dagegen, sie möge die Armida einstudiren. Hier bleibt nur die Alternative: entweder Herr Kellstab versteht nichts von der Sache, oder hat sich von seinem persönlichen Groll wider Spontini zu einer handgreiflichen Parteilichkeit verleiten lassen. Denn Jeder, der nur das A.B.C. der Musik versteht, weiß, daß Armida eine weit gewaltigere Partie ist, als Julia, ja selbst Iphigenia ist weit gewaltiger, und eine Sängerin kann weit eher und weit leichter die Julia singen, als die Iphigenia oder gar die Armida. Eine junge Sängerin also, die vier Mal hinter einander die Iphigenia singt, wie dies mit Fräulein v. Faschmann der Fall war, kann, ja muß auch die Julia singen, und noch viel mehr muß sie dies, wenn sie sich herausnimmt, die Armida singen zu wollen, eine Partie, der sich nur eine Sängerin von ganz gereifter physischer und musikalischer Kraft unterziehen sollte, an die sich keine Sängerin vor dem 25. Jahre wagen müßte. Hr. Kellstab ist von seinem Groll so verblendet gewesen, daß er Spontini selbst die Waffen in die Hände gegeben hat. Denn dieser kann nun mit vollem Rechte sagen: kann Frl. v. Faschmann die Iphigenia singen, die sie aber, wie wir oben gezeigt haben, jetzt weder darstellen noch singen kann, und will sie die Armida singen, so muß sie auch die Julia singen, oder gar nicht engagirt werden: kann sie aber nicht die Julia singen, so muß sie auch nicht die Iphigenia und noch viel weniger die Armida singen. O blinde Parteilichkeit, dein Name ist — Kellstab!

Was die übrige Darstellung der Iphigenia betrifft, so ließe sie auch noch viel zu wünschen übrig. Herr Bader spielt den Drost vortrefflich, aber singen kann er ihn nicht: aber gleichviel, Hr. Kellstab stößt in die Kostrompete. Ueberhaupt will Hr. Bader oft singen, was er gar nicht singen kann, z. B. den Florestan im Fideleio, eine hohe Tenorpartie, während Hr. Ba-

der's Stimme jetzt Bariton zu werden anfängt. Hr. Mantius singt den Phylades viel zu weichlich und zu süßlich; das ist kein Held des griechischen Alterthums, das ist ein Pariser Stutzer. Aber schadet nichts, Hr. Kellstab veräuchert ihn mit einer dicken Wolke Lob. Hr. Mantius ist ein trefflicher Sänger und zugleich ein Liebling des Hrn. Kellstab, der ihn nun lobt, er mag gut oder schlecht singen. Desto schlimmer aber haben es Sänger oder Sängerinnen, gegen die Hr. Kellstab einmal einen persönlichen Groll gefaßt hat; er hackt und beißt so lange, bis er sie weggebissen hat. So ging es dem Sänger Hoffmann, gegen den Hr. Kellstab einen unverföhnlichen Groll gefaßt hatte, warum, ist dem Verfasser dieses Aufsatzes unbekannt, er biß und hackte so lange auf den unglücklichen Sänger los, bis dieser weichen und die Bühne verlassen mußte. Eben so verfolgte er vom Anfange an Frl. Stephan: warum? Weil sie eine Pflanztochter Spontini's ist. Heißt das recensiren? Der Name Spontini wird noch hundert und aber hundert Jahre leben: wir zweifeln aber, ob irgend Jemand nach 25 Jahren wissen wird, wer Herr Kellstab war. Das weiß Hr. Kellstab recht gut, und möchte sich gar zu gern in Spontini's Gesellschaft in die Unsterblichkeit einschmuggeln*). Vergebliche Mühe. Hr. Kellstab's Feder ist nicht in Wahrheit, sondern in Kleinlichkeiten persönlichen Groll getaucht, und das geht nicht auf die Nachwelt über. Spontini kann sagen: „Ich werde mich auf das Berliner Opernhaus stellen, meine Westalin in der Hand, und das Urtheil der Nachwelt erwarten**).“ Wollte Hr. Kellstab sich dahin mit seinen Theaterkritiken in der Hand stellen, so fielen er herunter, noch ehe das Urtheil der Nachwelt ergehen könnte.

*) Als die Bildsäule Napoleon's auf der Säule des Vendôme-Platzes wieder errichtet wurde, stand am Fußgestelle der Name des Minister Thiers; ein wichtiger Kopf sagte: „Ach, Hr. Thiers will sich in Gesellschaft des großen Mannes in die Unsterblichkeit einschmuggeln.“ (escamoter).

**) Auf St. Helena sagte Napoleon: „Ich werde mich, mein Gefegbuch in der Hand, auf die Spitze des Simphon stellen, und das Urtheil der Nachwelt erwarten!“

Theater = Gucker.

Paris. „Le Doyen de Killerine.“ Baudeville in zwei Aufzügen, von Hudalt und Payn, ist ein erster, nicht eben zu belobender dramatischer Versuch. Im Gymnase kam zu gleicher Zeit zur Aufführung: „Une position delicate“, von Leonce und Bernard, eine Kleinigkeit. „Voltaire en vacances“, Lustspiel in 2 Acten, mit Couplets von Villeneuve und de Libry, gefiel im Palais royal wegen seiner geistreichen Einfälle, und weil Dlle. Desjaret als junger Voltaire sehr gut aussah. Die Moralität ist die schwache Seite des Stücks. In den Variétés sah man: „Balthazar“ oder „die Rückkehr aus Afrika“, von Desvergers und Edouard. Es häufen sich darin eine Menge Nipproquos, die alle verbraucht sind, und nicht mehr ziehen. Mehr Talent zeigten dieselben Verfasser in ihrem „Bal du grand monde“, der sich im Beifall erhält. Eben da reussirte, wegen des inneren Lebens und der guten Leistung Friedrich Lemaitre's, der ziemlich plump gearbeitete „Barbier des Königs von Arragonien.“ Zu Gunsten des einst beliebten Komikers Ddry gab das Theater der Porte St. Martin „Le sabatier ambitieux“, von Dumerlan und Rezel, ein Stück voll grotesker Uebertreibungen, welches mit einem Komiker gegenwärtiger Mode Stück gemacht haben würde. Das Theater Ambigu

machte mit „Hermann der Trunkenbold“, Drama in einem Act, von Bouchery und Deligny bereits sehr gute Geschäfte, und wird sie auch in Zukunft damit machen. Das Sujet, zusammengetragen aus Verführung, Todtschlag, Selbstmord empört ein wenig — ein wenig, denn man ist bereits zu ziemlich starken Nerven durch die Gewöhnung gekommen. Das neue Ballet: „Das Blumenthal“, von Taglioni für seine Tochter componirt, die Musik von Adam, Alles leicht und lebendig, voll Frische und Jugendfülle wird dem Operntheater wieder viel eintragen. „Amazampo“, ein im Theater Ambigu aufgeführtes Drama, hat sehr gefallen. Der Monat brachte 34 Novitäten von 50 Verfassern: 1 Ballet, 1 Oper, 5 Dramen und 27 Baudevilles.

London. Hier begab sich ein Skandalon bei der Aufführung eines endlos langen Dramas „Douglas.“ D'Connel, ein Verwandter des Redners, hatte es zu seinem Benefiz. In den Zwischenacten sollten die Musiker verschiedene Musikstücke executiren, allein erboß auf den Beneficianten, spielten sie ein Sehen und Hören verleidendes Chaos. Das Publicum lärmte. D'Connel, der Redner, erschien und fragte, ob man

wünsche, daß das Orchester sich entferne. Man bejahte, aber die Musiker blieben und ließen noch schrecklichere Katastrophen hören. Da geschah es denn, daß man Lustig übte, und die Musiker mit Gewalt entfernte.

„Das Mädchen von Artois,“ Musik von Baffi, war eine Juni-Neuigkeit des Drury-Lane-Theaters. Die Composition erschien etwas schwerfällig und wollte nicht so ansprechen, als die der „Belagerung von Rochelle,“ obgleich es an lieblichen Melodien keineswegs fehlt. Am Kings-Theater wurde die „Gazza ladra“ unter Mitwirkung der musikalischen Trias: Grisi, Tamburini und Lablache, sehr beifällig aufgenommen. Das Drama „Jon,“ aufgeführt im Theater Covent-Garden, bewies durch den zufallenden Beifall, daß es nur einer würdigen Hinstellung bedarf, um das englische Drama zu heben. Das neue Drama in 2 Acten von Planché: „the ransom“ (das Lösegeld), kam im Haymarket-Theater zur Aufführung. Es gründet sich auf eine Anekdote Montesquieu's und ist also französischen Ursprungs. Sie sehen, daß auch England nach französischer Waare hascht, und der Geschmack keine Grenzlinien kennt.

Italien. Die neue Oper: „Un Avventura teatrale,“ von Campiaggio und Granara, hat im Theater S. Benedetto zu Venedig eine sehr gute Aufnahme gefunden. Die Musik wird theilweise als ganz vorzüglich und bedeutend gerühmt. Das Libretto behandelt übrigens einen heut zu Tage sehr gewöhnlichen Vorgang: den Ruin und das Verschwinden eines Theaterdirectors, ein Abenteuer, bei welchen die Individuen von S. Benedetto als Darsteller, so wie als Opfer theilhaftig sind. Das Ballet des Theaters Canobbiana in Mailand: „La lattivendola svizzera“ (das Schweizer Milchmädchen) ist schnell zu einem Liebling der schaulustigen und tanzliebenden Menge geworden. Die Gesellschaft Pappardini in eben der Stadt gibt Kogebue's wohlbekannten „Gustav Bafa“ in einer ziemlich gelungenen Uebersehung mit befriedigendem Beifall. So erhält denn gegenwärtig Kogebue's Talent in Italien mehr Beifall, als in Deutschland, das freilich im Hintergrunde noch andere Ursachen hat, von dem Genannten nichts wissen zu wollen. Im Theater Carcano ist man eben beim Hören und Sehen einer neuen Mercadante'schen Oper, unter dem Titel: „Gabriele von Bergen,“ die als Libretto schon alt und als Composition an mehreren Orten bereits günstig aufgenommen worden ist.

Wien. Den 30. Juni am Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore: „Enrichetta Baienfeld, ossia: La festa della Rosa, melodrama serio, giocoso in due atti,“ Text von Ferretti, Musik von P. A. Coppola. Diese Oper diente zum Schlusse des sogenannten italienischen Abonnements, und zwar nicht auf unglückliche Weise. Nichts desto weniger gehört sie in dramatischer Beziehung zu den schwächeren Producten unserer Zeit und ist unvermögend, Ferretti's Ruhm als Operndichter zu fördern, in der Musik hat sich der Componist der „Nina“ förmlich selbst übertroffen, denn sie zeugt von Geschicklichkeit und Talent, von regem und frischen Leben, Erfindung und Eigenthümlichkeit, und guter Berechnung der hervorbringenden Wirkung. Bei der Aufführung zeichneten sich aus Sgr. Zadolini, Sgr. Galli, Sgr. Ronconi, Sgr. Genaro, und genügend waren in den kleineren Partien der Oper Sgr. Fux und Bondra, so wie die Sgr. Akti und Spiaggi. Am 11. Juli war zum ersten Male und als Benefiz des Hrn. Pöck im Josephstädter Theater „die Hochzeit des Figaro.“

Ein Wiener Blatt sagt über die Aufführung: „Eines Künstlers Abbild sind seine Werke; ruft man diese aus einem langen Schlummergebirge empor, so erweckt man den Meister selbst zum Leben, welches dann ein mehr oder minder Scheinbares ist, je nachdem man die Gesichtszüge mit mehr oder minder glücklicher Ähnlichkeit darzustellen verstand. — Es war kein Garrick's Talent, dem die Wiederbelebung des genannten Mozart'schen Geistesabbildes verdankt ward, es war ein hoher Avenant, ein nichtiger Schemen ohne Bedeutung und Leben, keine riesige Vision, die uns mit Schauer und Ehrfrucht durchfröstelt, als eine großartige Ahnung der Unsterblichkeit alles Genies. u. s. w.“ Jam sat prata hiberunt. — An demselben Theater gastirte eine Ode. Ruth. Ihr Vortrag ist correct und nett, allein die Stimme weder imposant, noch besonders klangvoll. Pöck's letzte Benefiz soll in „Jessonda“ statt gehabt haben.

Berlin. Das Theater in der Königsstadt brachte eine Neuigkeit: „Die Ritter von Malta,“ nach einer Erzählung: „Die Großpriorin von Malta,“ dramatisirt von Charl. Birch-Pfeiffer. Man kennt die hier mehr, dort weniger gelungene Arbeit, einen freien Roman in das Prokrustesbett der theatralischen Erfordernisse zu zwängen, man weiß, daß die genannte Schauspielerin sich dieser Arbeit schon oft, und zuweilen nicht ohne Glück unterzogen hat, und sieht sich genöthigt, ihren Leistungen eine besondere Aufmerksamkeit zu Theil werden zu lassen. Dabei kann aber für dieses Mal Mad. Birch-Pfeiffer nicht gewinnen, denn ihr Stück ist sechs Acte lang, dabei mit Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten erfüllt, also um ganzer sechs Acte zu lang. Derselben Verfasserin „Witwe,“ Drama in 4 Acten wird nächstens von mir als Neuigkeit der Königsstadt erwähnt werden müssen.

Leipzig. Wir leben jetzt in einer operreichen Zeit. Alles wie Neues kommt an die Reihe, und die als ausgezeichnete Bravoursängerin bekannte Mad. Schodel, als Gast, erweist sich gegenwärtig den ungetheiltesten Beifall. Auch Hr. Pfeiffer kann sich über den Success seiner Debütrollen nicht beklagen. Nur Hr. Freymüller hat bei der Aufführung des Fidele nicht gefallen, und der Vortrag einer Arie, die seiner Stimme nicht zusagen mochte, sogar mißfallen. Sind auch sonst die Aufspicien für unsere Oper nicht von gar ungünstiger Art, so scheint es doch, als ob das Schauspiel dieselbe überflügeln werde. Namentlich ist für dasselbe eine schöne Acquisition der bereits in diesen Blättern genannte Hr. Lukas. Er wird ein für die Kunst nicht nur sehr begabter, sondern auch schöner junger Mann genannt, der den Vortheil bei seiner bisherigen Schauspielerbildung hatte, treffliche Muster zu haben, und namentlich Löwe beobachten und beachten, und in allen seinen Vorzüglichkeiten zu studiren. Der erwähnte Aufschwung ist dem Schauspieler zu gönnen, da man allerdings Ursache hatte, denselben längere Zeit hindurch zu wünschen.

Trotz aller Angriffe, welcher unsere Direction ausgesetzt ist, scheint es doch dem der Taktik Kundigen und in der Divination über einen Kampfsausgang Erfahrenen wahrscheinlich, daß sie sich hält und keinem ihrer Feinde, wie sehr sie auch überall aus dem Hinterhalte hervordrohen, den Rücken zeigen werde. Der vielbesprochene Kündigungsstermin zu Michaelis wird vielleicht ein, zwei kleine Wortscharmügel herbeiführen, am Ende aber im Stande der Dinge nichts ändern. Und warum soll man auch eine Aenderung wünschen, wenn man nicht im Voraus weiß, daß sie eine unbedingte Besserung ist?

Unter Verantwortlichkeit der Verlags-Handlung C. F. Hartmann in Leipzig.